



## Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

„Ach, Rosamunde,“ rief Eberhard aus; „ich finde keine Worte! Aber höre mich an, laß Dir ein einziges Wort sagen, welches die ganze Welt umfaßt: „Ich liebe Dich,“ und ein anderes, das für mich der Himmel ist: „Du liebst mich.“

Und der junge Mann sank mit gefalteten Händen vor ihr auf die Knie und blickte sie mit Entzücken an.

„Eberhard, mein Bruder,“ entgegnete Rosamunde würdevoll, „stehe auf und laß uns geschwisterlich mit einander sprechen, wie bisher. . . Ich will auf das stillschweigende Geständniß nicht zurückkommen, das uns im Rausche entschlüpft ist, aber ich liebe Dich, Eberhard, wie Du mich liebst!“

— „Engel im Himmel, Ihr hört es!“ jubelte Eberhard.

„Ja, ich wiederhole es,“ fuhr Rosamunde fort, „ich liebe Dich, wie Roemi Conrad liebte, aber denke an Conrad und denke an Roemi. . . Du sagtest oft, Du erblicktest ein großes Unglück am Horizonte Deines Lebens; ach, wenn dies Unglück durch mich über Dich kommen sollte, möchte ich lieber sterben. Es wäre besser, Eberhard, wir vergäßen den gefährlichen Traum, den wir gestern Abend geträumt haben.“

— „Dann würde ich mein Leben vergessen,“ entgegnete Eberhard, „denn dieser Traum ist mein Leben. Rosamunde, von nun an kann uns nichts mehr trennen; Du bist mein, wie ich Dein bin.“

„Wer spricht von Trennung?“ fiel Rosamunde ein. „Wir können und dürfen wohl bei einander bleiben, Eberhard, aber unter der Bedingung, daß wir wie bisher leben, daß wir den gestrigen Abend vergessen und zu der Ruhe und Unschuld unserer früheren Unterhaltungen zurückkehren. Wenn Du dies willst, werden wir noch viele glückliche Tage verleben, denn wenn wir mit Muth und Ergebenheit unsere Pflicht thun, wird der liebe Gott uns aufrecht erhalten. In seiner Hand liegt unsere Zukunft.“

— „Die Zukunft! Ja,“ entgegnete Eberhard bitter, „wir wollen unser Glück auf die Zukunft vertrauen, wie einen Gläubiger, den man nicht bezahlen kann.“

„Warum diese Ironie und diese Ungerechtigkeit, lieber Eberhard?“ sprach Rosamunde traurig. „Kommen Dir die

friedlichen, stillen Freuden, die uns gestern genügten, heute verächtlich vor? Soll Dir Deine Freundin, Deine Schwester, nicht mehr heilig, soll sie nicht von Allen geehrt sein?“

— „Ja, Rosamunde, ja, Jedermann soll und muß Dich ehren und achten, eben deshalb dürfen wir uns in Zukunft nicht mehr auf ungewisse Worte beschränken. Höre mich an; meine Verlassenheit hat mir bisher, Gott und meine Mutter wissen es, viele bittere Thränen gekostet, jetzt aber bin ich ganz zufrieden damit. Mein Vater hat es ausgesprochen, daß ich ganz frei und unabhängig sein solle, wenn ich mich nicht um ihn kümmern. Ich darf also über mich und mein Leben frei verfügen, und ich biete Dir Alles an; willst Du es nicht annehmen?“

„Ach, ach, Eberhard! gerade so hat Conrad gewiß zu Roemi gesagt, und Roemi. . ., erinnere Dich, Eberhard.“

— „Sie starb auf dem Schaffot, nicht wahr? Aber ich trage Dir ja keine geheime Ehe an, nein, Du sollst mein Weib werden vor Gott und den Menschen, und ich werde diese Ehe nicht einmal meinem Vater verheimlichen. Er wohnt in Wien, und wird es, wie er selbst schreibt, nicht wieder verlassen, wir können also hier in dem Hause Deines Vaters unbeachtet bleiben, das heißt ruhig und glücklich. Du kannst meinen Antrag annehmen, Rosamunde; es bietet Dir ja nicht der reiche Erbe des Hauses Eppstein die Hand, sondern ein armer Verstoffener. Wird unsere Ehe nicht ein Paradies sein, und willst Du dies von Dir weisen, wenn es Dein Eberhard Dir bietet?“

„Eberhard, führe mich nicht in Versuchung,“ sprach Rosamunde mit bewegter Stimme, aber indem sie den stürmischen jungen Mann sanft von sich fern hielt; „ja, Du bietest mir den Himmel, aber wir leben auf der Erde, und hier ist kein ungetrübtes Glück zu hoffen.“

— „Wenn Du mich von Dir stoßest, muß ich glauben, daß Du Dich fürchtest, die Leiden zu theilen, welche das Schicksal mir vielleicht vorbehalten hat.“

„Sage und glaube dies nicht; ich fürchte nichts, als Leiden über Dich heraufzubeschwören; sie mit Dir zu theilen, würde mir eine Freude sein.“

— „So sind wir einig, Du bist mein, Rosamunde, meine Frau; möge nun immer der Schmerz, selbst der Tod kommen!“

Der junge Mann sprach mit so feuriger Beredsamkeit, daß Rosamunde sich von einem Zauber erfaßt fühlte, wie am Abende



vorher, aber sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, stand plötzlich auf und sagte:

„Bruder! keine gefährlichen Träume! Laß uns mit ruhigem Muthe der Zukunft entgegen gehen.“

— „Du denkst erst darüber nach, liebst mich also nicht; entgegnete Eberhard traurig.“

„Ich liebe Dich, Eberhard, Gott weiß es, es liegt in meinem Herzen, wenn ich an Dich denke, etwas Entzückendes, aber auch etwas Erhabenes, ich möchte sagen Mütterliches.“

— „Du liebst mich nicht, Du liebst mich nicht,“ wiederholte Eberhard.

„Höre mich an, Eberhard,“ entgegnete Rosamunde, „es scheint wirklich, als ob ich Dich anders liebe, als Du mich liebst. Aber höre mich an. Ich verspreche und schwöre Dir, Eberhard, daß, wenn ich nicht die Deinige werde, ich keinem anderen Manne angehören werde, daß mir der Gedanke, die Frau eines Anderen zu sein, völlig unerträglich ist. Wenn Dich das beruhigen und einigermaßen trösten kann, wird es mich glücklich machen. Ich binde mich, aber ich will auch, daß Du frei bleibst, ganz frei.“

— „Rosamunde!“

„Laß uns wieder werden, was wir gestern waren, Bruder und Schwester; wir wollen unsere Bücher und friedlichen Unterhaltungen wieder vornehmen. Nie soll das Wort Liebe ausgesprochen werden, und so wollen wir erwarten, was die Zeit uns bringt.“

— „Aber, mein Gott, soll diese schmerzliche Prüfung kein Ende nehmen?“

„Nach zwei Jahren, an dem Tage, wo wir beide zwanzig Jahre alt werden, wollen wir Deinem Vater unsern Wunsch vorlegen und dann sehen, wie . . .“

— „Zwei Jahre! Zwei Jahre!“

„Ja, Bruder. Willst Du?“

— „Ich füge mich, Rosamunde.“

„So stecke mir Deinen Ring an den Finger. So, ich danke Dir. Von diesem Tage an bin ich im Herzen Deine Verlobte, werde aber äußerlich wieder Deine Schwester.“

„Liebe Rosamunde.“

## II.

Rosamunde war heiter und glücklich; sie glaubte Alles gewonnen zu haben, seit sie Zeit gewonnen hatte.

„Zwei Jahre,“ dachte sie bei sich, „ist so lang; vielleicht liebt Eberhard dann mich nicht mehr, aber ich habe ihn dann doch wenigstens vor jeder Neue bewahrt; bis dahin kann ich ihn immer an meiner Seite sehen, und wenn er mich nach zwei Jahren noch liebt . . .“

Eberhard verließ Rosamunden hoch erfreut:

„Zwei Jahre, ach, das ist so kurz,“ dachte er; „in dieser Zeit will ich sie von meiner Liebe und Bärtlichkeit recht überzeugen. Ich glaube mich über die Absichten meines Vaters nicht getäuscht zu haben. Uebrigens werde ich ihn prüfen, ich

werde, Gott mag mir die List verzeihen, ihn über meine künftigen Pläne zu täuschen suchen und ihn auf den Glauben bringen, ich sei ehrgeizig. Dann wird er sich freuen, wenn er nur eine Liebe findet, vor der er sich nicht zu fürchten braucht. Ja, heute noch will ich an meinen Vater schreiben und ihn durch einige unbestimmte Worte beunruhigen.“

Zuerst las Eberhard den Brief des Grafen Maximilian an den Jäger Jonathan noch einmal, in welchem er seiner Rechte entsagt hatte, unter der Bedingung, daß Eberhard seine Ansprüche aufgab.

Er schritt langsam dem Schlosse zu und erschrak nicht wenig, als er im Hofe den Grafen Maximilian im Traueranzuge vor sich stehen sah.

„Graf von Eppstein?“ murmelte endlich Eberhard bestürzt.

— „Sag: Vater! mein Sohn, und umarme mich,“ antwortete der Graf.

Eberhard zögerte.

„Ich bin auf den Flügeln der Sehnsucht von Wien hierher geeilt, um Dich zu sehen.“

— „Um mich zu sehen?“ stammelte Eberhard. „Sie kommen hierher, um mich zu sehen?“

„Ich habe Dich seit drei Jahren nicht gesehen und muß Dir mein Compliment machen, Eberhard; ich habe ein Kind verlassen und finde einen Mann wieder; mein Vaterherz ist von Stolz und Freude erfüllt.“

— „Wenn ich Ihnen glauben dürfte, würde ich auch stolz und glücklich sein.“

Eberhard konnte sich von seinem Staunen nicht erholen. War es der sonst so harte und grausame Graf von Eppstein, der jetzt so sanft und freundlich sprach? Eberhard konnte sich von der Besorgniß nicht trennen, daß man ihm eine Schlinge legen wolle und daß er auf seiner Hut sein müsse. Der Graf seiner Seite beobachtete aufmerksam die Züge Eberhards.

„Ja, mein Sohn,“ fuhr der Graf endlich fort, „Du kannst nicht glauben, mit welcher Freude ich mich dem Schlosse näherte und wie ich mich sehnte, einen Sohn wieder zu sehen, den ich verkannt und vielleicht zu sehr vernachlässiget hatte, der mir dies aber gewiß verzeihen wird. Leider, und ich beklage dies bitter, hast Du hier die Welt und die Bücher nicht kennen lernen, aber bei einem jungen Manne, wie Du bist, kommt der Unterricht nie zu spät. Ich stelle Dir hier den Dr. Blasius vor, den ich von Wien mitgebracht habe, damit er Dich in Allem unterrichte.“

In diesem Augenblicke sah Eberhard einen großen, hageren schwarzgekleideten Mann auf sich zutreten, der sich vor ihm tief verneigte und einige Worte stammelte, in denen der künftige Bögling nichts als: „Herr Graf und Ergebenheit“ verstand.

„Ach,“ dachte Eberhard, „man will wissen, ob ich vielleicht zufällig gefährlich geworden, oder ob ich das unwissende Kind geblieben bin, das ich war. Jetzt ist die Zeit gekommen, einige



Beforgnisse zu erregen und zu zeigen, daß ich im Nothfalle ihre Pläne erkennen und durchkreuzen kann.

„Ich danke,“ antwortete er, „für die Absicht, einem armen Einsiedler die Wissenschaft zu bringen, von der ich mir freilich bisher nicht viel erwerben konnte.“

„Wir fangen in Allem mit den Grundelementen an,“ fiel der Doctor ein, „in der Geschichte, den Sprachen, der Philosophie u. s. w.“

— „Um keine Zeit zu verlieren,“ entgegnete Eberhard mit einem aufmerksamen Blicke auf das Gesicht seines Vaters, „würde ich vorschlagen, nicht zu weit zurückzugehen. Was die historischen Thatfachen betrifft, so glaube ich nicht viel mehr lernen zu können, aber mit Vergnügen werde ich mich mit einem so gelehrten Manne über die Philosophie der Geschichte unterhalten. Von den Sprachen verstehe ich so viel, den Shakspeare und Molière lesen zu können.“

Der Graf Maximilian und der Doctor sahen einander verwundert an und riefen ein Mal über das andere: „Wunder! Wunder!“ Auch ließ sich der Graf die Aeußerung entschlüpfen: „Der Himmel giebt mir einen Trost, wenn auch keine Entschädigung. Ja, lieber Eberhard, ich muß Dir die traurige Nachricht mittheilen, die Du nicht eher erfahren solltest, als bis ich Dich geprüft, ob Du Deiner Ahnen würdig seiest. Dein älterer Bruder, mein armer Albert . . .“

„Nun?“ fragte Eberhard erschrocken.

— „Ist gestorben, mein Sohn, plötzlich, wie vom Blitze getroffen, nach einer Krankheit von kaum drei Tagen in einem Alter von einundzwanzig Jahren, als sich eine so glänzende Zukunft vor ihm enthüllte. Ach, er wußte sich schon so gut zu halten auf dem glatten Boden des Hofes, konnte sich schlau und gewandt aus den verwickeltesten Intriguen herausziehen und die List unserer Gegner vereiteln. Gott hat mir ihn genommen, Eberhard. Aber was er mir mit der einen Hand nahm, gab er mir mit der andern in Dir wieder. Du wirst in seine Fußtapfen treten, bist Du ja nun der älteste und einzige Erbe der Eppstein und weißt, welche Pflichten Dir als solchem obliegen. Es wird ein neues Leben für Dich beginnen; vergessen wir die Vergangenheit, um nur in die Zukunft zu blicken, nicht wahr? Rechne von nun an auf meine ganze Liebe. Ich habe bereits Pläne entworfen, die Dich in kurzer Zeit weit bringen werden; sei also ganz ruhig, mein Sohn.“

Eberhard erlebte und seine Knie zitterten; er ahnte Schreckliches, doch vermochte er sich so zu beherrschen, daß sein Gesicht unverändert blieb und der Graf fortfuhr:

„Du bist von heute an Offizier in der Armee unseres Kaisers; hier ist das Patent, aber ich bringe Dir, dies nicht allein.“

Er trat an einen Stuhl, auf welchem ein Degen lag und reichte dem Sohne diese Waffe mit den Worten:

„Hier ist Dein Degen. Ich sollte Dir ihn eigentlich erst nach einem halben Jahre geben, da Du ihn aber schon jetzt verdienst, so empfang ihn hiermit aus meiner Hand. Von dem Weiteren werden wir später sprechen. Unterhalte Dich jetzt mit

dem Doctor Blasius. In wenigen Tagen werden wir in Wien sein.“

Der Graf entfernte sich.

„In wenigen Tagen in Wien!“ wiederholte Eberhard bei sich. „Ach Gott: was wird sie dazu sagen!“

Er eilte fort, aus dem Schlosse hinaus, ohne auf den Doctor zu achten und war bald in dem Jägerhause. Rosamunde befand sich in ihrem Garten und er stürzte, das Offizierspatent und den Degen in der Hand, zu ihr.

„Was ist Dir, Eberhard?“ fragte Rosamunde.

— „Mein Vater ist angekommen und bringt mir, wie immer, Unglück.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

— „Da sieh,“ antwortete Eberhard und er hielt dem Mädchen das Patent und den Degen hin. „Erräthst Du nichts?“

„Nein.“

— „Mein Bruder Albert ist gestorben, ich bin der älteste und einzige Sohn meines Vaters, der mir das Offizierspatent und den Degen bringt und mich mit sich nach Wien nehmen will.“

Rosamunde wurde todtbleich, doch flog ein trauriges Lächeln über ihre Lippen.

„Gieb mir Deinen Arm, Eberhard, wir wollen in das Haus hineingehen.“

Während in dem Stübchen Rosamunde auf einen Stuhl sank, warf Eberhard das Patent auf den Tisch und stellte den Degen in eine Ecke.

„Das Unglück ist früher gekommen als wir es erwarteten,“ sagte das Mädchen nach einer langen Pause.

— „Glaubst Du, daß ich Dich verlassen werde?“ entgegnete Eberhard rasch.

„Gewiß glaube ich es.“

— „Ich werde Dich nie verlassen, Rosamunde; ich habe es geschworen.“

„Das hast Du nicht geschworen, Eberhard, denn sonst hättest Du geschworen, Deinem Vater ungehorsam zu sein, und das darfst Du nicht.“

— Der Graf hat mich aufgegeben, er hat es selbst geschrieben; ich bin nicht sein Sohn, er ist nicht mein Vater.“

„Ein schlimmer Gedanke hatte ihn von Dir abgezogen, ein guter führt ihn zu Dir zurück; Gott wollte diese Trennung zwischen Sohn und Vater nicht. Du wirst ihm gehorchen, Eberhard, und nach Wien gehen.“

— „Nie und nimmer.“

„So kehre ich in das Kloster zurück, denn ich mag keinen Theil an Deinem Ungehorsam haben.“

— „Rosamunde, Du liebst mich nicht.“

„Gerade weil ich Dich liebe, wünsche ich, daß Du von Deinem Vater annehmen mögest, was er Dir vorschlägt. Es werden den Menschen schon am Tage ihrer Geburt Pflichten auferlegt, denen sie sich nicht entziehen können. So lange Du einen ältern Bruder hattest, so lange der Ruhm und Name der Epp-



sein auf einem andern Haupte ruheten, konntest Du unbeachtet und glücklich sein. Jetzt würde es ein Verbrechen an Deinen Ahnen und Deinen Kindern sein, wenn Du das Erbe ablehnen wolltest, welches der Himmel Dir giebt. Die Laufbahn, für welche Dein Vater Dich bestimmt, ist schön und ehrenvoll; Du wirst also abreisen, Eberhard."

— „Rosamunde, Du bist grausam."

„Rein, Eberhard, ich spreche bloß, als ob ich nicht lebte, denn von solchen Interessen muß das Leben eines armen Mädchens, gleich mir . . ."

— „So schwöre mir eins nur, Rosamunde."

„Was?"

— „Daß, wenn ich meinen Vater von dem Entschlusse nicht abbringen kann, mich nach Wien mit sich zu nehmen, wenn ich mich gezwungen sehe, in die Armee einzutreten, wenn ich auf diese Weise frei und mein eigener Herr werde, Du das Versprechen hältst, das Du mir heute gegeben, und die Meinige wirst."

„Ich habe es geschworen, nur Dir oder Gott anzugehören, Eberhard, ich schwöre es zum zweiten Male und werde mein Versprechen halten."

— „Und ich," sprach Eberhard, „ich schwöre bei dem Grabe meiner Mutter, keine andere als Dich zur Frau zu nehmen."

„Eberhard! Eberhard!" rief Rosamunde erschrocken aus.

— „Der Schwur ist geschehen, Rosamunde, und ich werde ihn nicht zurücknehmen."

„Die Schwüre sind schrecklich, Eberhard."

— „Für die, welche sie nicht halten."

## 12.

Nach dem Abendessen, bei welchem der Graf sich noch heiterer und liebevoller gegen seinen Sohn zeigte, als am Tage, forderte Maximilian von Eppstein Eberhard auf, ihm in sein Zimmer zu folgen. Als sie beide in dem rothen Zimmer waren, welches Albine sonst bewohnt hatte, zeigte Maximilian auf einen Sessel, auf welchem der Sohn schweigend Platz nahm, und ging sodann mit großen Schritten auf und ab. Es dauerte lange, ehe er die nöthige Ruhe und Kälte und den diplomatischen Ton gefunden hatte, den er für die bevorstehende Unterredung für nothwendig hielt.

„Eberhard," sagte er, indem er sich seinem Sohne gegenüber niedersetzte, „ich muß jetzt den Vater bei Seite lassen und als Staatsmann mit Dir sprechen. Du bist berufen, den Platz neben mir einzunehmen, der durch den Tod Deines Bruders leer geworden ist; eine glänzende Zukunft liegt vor Dir, aber sie ist nicht zu erreichen, ohne die Erfüllung schwerer Pflichten. Du mußt Deine Leidenschaften und Gefühle, Dein ganzes persönliches Wesen ablegen, nicht mehr für Dich, sondern für Alle leben, Deinen Wünschen, Deinen Neigungen, selbst Deinem Stolze entsagen, Dich über das Herkommen, über Schlecht und Gut, über Systeme und Vorurtheile, mit einem Worte, über

alles Menschliche erheben, um unparteiisch allen Pflichten zu genügen, die einem Grafen von Eppstein obliegen."

Zufrieden mit diesem majestätischen Eingange, machte der Graf eine Pause, um zu sehen, welchen Eindruck die Worte auf Eberhard gemacht. Dieser schien aufmerksam, aber keineswegs verwundert zu sein.

„Du hast wahrscheinlich über diese ernstern Dinge auch bereits nachgedacht und theilest ohne Zweifel meine Meinung," fuhr der Graf, durch das hartnäckige Schweigen seines Sohnes einigermaßen beunruhiget, fort.

— „Ich bin allerdings Ihrer Meinung, Vater," antwortete der junge Mann mit einer Verbeugung, „und ich bewundere aufrichtig die, welche ihre Würde so begreifen, aber ich glaube auch, daß man, wenn man auch seine Neigungen, selbst sein Glück opfert, doch die Rechte seines Gewissens aufrecht erhalten muß, daß man zwar der Eitelkeit, aber nie der Ehre entsagen kann."

„Leere Worte, junger Mann," entgegnete der Graf mit spöttischem Lächeln, „spitzfindige Unterscheidungen, deren Richtigkeit Du bald erkennen wirst."

— „Ich weiß nicht, Vater, ob die Worte Tugend und Rechtschaffenheit für manche Menschen in einer gewissen Höhe leere Worte sind; ich halte daran fest, wie am Leben, ja mehr noch, als am Leben. Erlauben Sie mir, es hier zu bemerken, ich fürchte, daß Sie mit Unrecht zu schmeichelhafte Hoffnungen auf mich gebaut haben. Ich bin im Ganzen doch nur ein nicht ungebildeter Bauer, und werde mich schwertlich an die Theorie und Sitten der Gesellschaft gewöhnen. Vielleicht könnte ich mich auf kurze Zeit in der vornehmen Welt zeigen, aber in derselben für immer zu leben, würde mir unmöglich sein. Da ich an die freie Luft meiner Wälder gewöhnt bin, so würde ich innerhalb der Stadtmauern ersticken, wie ich, an die Wahrheit und Freiheit gewöhnt, in der Intrigue und Abhängigkeit unkommen müßte. Entsagen Sie also so glänzenden Plänen für mich, kehren Sie, da Sie doch nur mein Glück beabsichtigen, allein an den Hof zurück und überlassen Sie mich meiner ländlichen Freiheit."

„Ich habe nicht bloß Dein Glück im Auge, Eberhard," fuhr der Graf in einem Tone fort, aus welchem bereits die Strenge sprach, doch ohne dem Borne, der sich in seinem Herzen zu regen begann, noch die Bügel schießen zu lassen, „ich sehe auch auf den Ruhm und das Glück unseres Hauses, dessen einziger Erbe Du leider jetzt bist. Drohungen brauche ich hoffentlich bei Dir nicht anzuwenden; Du wirst väterlichen Ermahnungen nachgeben, und ich habe, um Dich zu bewegen, sicherlich nur die wenigen Worte zu sagen: „Eberhard, ich bedarf Deiner."

Diese Worte, welche der schlaue Hofmann in dem natürlichsten Tone gesprochen hatte, machten den beabsichtigten Eindruck; Maximilian bemerkte dies wohl und nahm sich vor, diese günstige Stimmung zu benutzen. (Fortsetzung folgt.)